

Buch + Film

Ergiebige Nachlese

Peter Lipps: Temperamente und Pädagogik. Eine Darstellung für den Unterricht an der Waldorfschule. 477 S., geb. € 35,-. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1998

Bereits 1998 erschienen, mittlerweile vermutlich von jedem Klassenlehrer dankbar benutzt – wenigstens in den Abschnitten, in welchen Lipps aus seiner langen Erfahrung als Klassenlehrer ausführliche Beispiele vorträgt –, sei es dennoch erlaubt, erst jetzt diese reichhaltige Ausfaltung des waldorfpädagogischen Themas der »ersten Stunde« (in der ersten Seminarbesprechung mit den künftigen Lehrern während eines zweiwöchigen Vorbereitungskurses vor Eröffnung der Waldorfschule schlägt Rudolf Steiner am 21. August 1919 das Thema »Temperamente« an) zu würdigen. Natürlich ist das Buch in vier Teile untergliedert, jedes Temperament bekommt das Gebiet, was der Autor ihm aus guten Gründen zubilligt: Dem Sanguiniker die Phänomene, dem Melancholiker die Anthropologie, dem Choliker die Praxis und dem Phlegmatiker den historischen Part. Das mag man goutieren oder mit Vorbehalt (gegen die Typisierung) studieren, der Lektüre tut das keinen Abbruch; da geht es in die Länge und Breite (z.B. um die Spuren Steinerschen Denkens möglichst lückenlos zu dokumentieren), da wird aufgereiht und zugeordnet, was man an biographischen Kenntnissen über bedeutende Persönlichkeiten, so ihre Temperamentsveranlagung deutlich ist, anzuführen weiß. Ebenso wie man in die Grundlagen der Temperamentskenntnis und seiner Geschichte bis 1998 eingeführt wird, lernt man auch die pädagogischen Aspekte kennen. Die sind immer am stärksten in den Kapiteln, in welchen der Autor eigene Erfahrungen beispielhaft ausbreitet – unvergleichlich dabei die Colum-

bus-Erzählungen aus dem Geschichtsunterricht der 7. Klasse; anregend auch das, was er über musikalische und sprachliche Aspekte zu sagen weiß, schwächer aber da, wo er sich auf Nennung schon bekannter Hinweise begnügt, die dadurch nicht wirklich erhellt oder tiefer begründet werden. So hat man es einerseits mit einer kompilatorischen Fleißarbeit, andererseits mit vereinzelt »Tiefbohrungen« zu tun. Damit ist diese »Darstellung für den Unterricht an der Waldorfschule« mit Sicherheit nicht der Weisheit letzter Schluss, den man sich möglicherweise erwartet. Aber man wird hier fündig, sucht man Anstöße für den eigenen Unterricht; man wird neugierig, lässt man sich durch die biographischen Notizen zu umfassenderer Suche animieren. Das Thema »Temperamente« ist eben ein Forschungsgebiet, das sich nicht zwischen Buchdeckeln abschließen lässt: Man ist zum zwischenmenschlichen Studium aufgefordert nach dieser reichen Lektüre! *Walter Riethmüller*

Dichter und Lehrer

Anja Ross: Zwischen zwei Zeitströmen. Nationalsozialismus und Nachkriegszeit in den autobiographischen Büchern von Rudolf Stibill. (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 415) XIV + 444 S., 2 Handschriften-Faksimiles, kt. € 34,-. Akademischer Verlag, Stuttgart 2003

Im vergangenen Winter erschien im Akademischen Verlag Stuttgart die erste Dissertation, die sich mit dem Werk des 1995 verstorbenen Dichters Rudolf Stibill beschäftigt, der jahrzehntlang das kulturelle Gesicht der Freien Waldorfschule Rendsburg prägte. Nachdem er in seiner steirischen Heimat seit Sommer 1945 zu den angesehensten jungen Autoren zählte, entschied sich Stibill 1955 für den Lehrerberuf. Er ging von Graz, wo jeder

den erfolgreichen Autor kannte, nach Schleswig-Holstein – dort war er völlig unbekannt – und begann im März desselben Jahres seine Tätigkeit an der jungen Rendsburger Schule. Bis 1988 unterrichtete der gebildete, weltoffene und sensible Künstler Deutsch, Kunst- und Kulturgeschichte sowie Musik.

Die Arbeit der Kieler Germanistin Anja Ross, die selber Stibills Schülerin war, behandelt vornehmlich das Verhältnis der Darstellung der Grazer Jugendjahre (in denen der Dichter sein Dichtertum errang) in seinen zwei autobiographischen Büchern (»Stimmen des Ungewissen«, 1992, und »Atemwaage«, posthum 1995, beide erschienen bei Styria in Graz) zur tatsächlichen Biographie. Sein Erleben der Jahre bis zum Sommer 1945, die Bilder und Motive, die zum Entstehen der ersten Dichtungen führen, aber auch die Reflexion darüber aus der Distanz von Jahrzehnten, fließen auf ganz eigene Weise humorvoll und geformt zu tiefer, poetischer Prosa in den Entwicklungsroman, als welchen man diese zwei Bücher auch lesen kann. – Die Dissertation geht in der Werk- und Wirkungsgeschichte chronologisch vor; auf die Betrachtung der allerersten publizistischen Wirksamkeit (vor allem: Lyrik) folgen Interpretationen zweier großer Gedichtzyklen (»Die alten Bilder im Dom zu Gurk«, »Die Allerheiligenhöfe«, 1946/47). Das lebendige dichterische Umgehen mit inneren Bildern und das Aufnehmen von lange fortwirkenden Motiven sowie die Bezüge zur späten autobiographischen Prosa werden in Ross' Darstellung greifbar, die Korrespondenz mit wichtigen Dichterkollegen (H. Kasack, F. Braun, Chr. Lavant) wird berührt. Nachvollziehbar wird schließlich der Wechsel in die Pädagogik, die man bei Stibill mit Fug und Recht als erweiterte Kunstform bezeichnen kann. In Rendsburg wird er u.a. Kollege von K.-H. Lampe, E.-M. Kranich und Werner Rauer.

Stibills poetische Produktion verlagerte sich seit dem Weggang von Graz, wo er zuletzt viel für den Kinderrundfunk gearbeitet hatte, hin zur kürzeren Prosa. In den ersten Rends-

burger Jahren werden noch zwei Bücher veröffentlicht, zwischen 1958 und 1992 erscheinen dann nur zwei Werke. Zu Ernst Weißert, der den 30-Jährigen nach Rendsburg vermittelt hatte, blieb der Kontakt bestehen: An der Stuttgarter Waldorfschule gibt Stibill immer wieder Gast-Epochen, vereinzelt druckt die »Erziehungskunst« etwas von ihm. Die meisten Texte aus der Zeit der Lehrertätigkeit, vor allem die weiterhin für den ORF geschriebenen Kinder-»Funkerzählungen«, Gedichte und Geschichten, blieben größtenteils ungedruckt.

Im Buch von Anja Ross gibt es über die Person Rudolf Stibill und sein Werk hinaus vieles zu entdecken, was allgemeines Interesse verdient; so die Betrachtungen zur Zeitzeugenschaft während des Nationalsozialismus, zum Dichterdasein, zum Literaturbetrieb der 50er- und 60er Jahre, zum Erleben des Todes nahestehender Menschen und nicht zuletzt zur Wahrnehmung der Welt aus der Kinderperspektive. Stibills ganz individuelle Aneignung der anthroposophischen Menschen- und Jugendkunde kann jedem Pädagogen wichtige Anregungen geben; nicht zuletzt darum sei das Buch wärmstens empfohlen. – Eine Zeittafel zu Leben und Werk, ein kurz vor seinem Tod mit Stibill geführtes Interview und eine umfangreiche Bibliographie, die außer Stibills eigenen Veröffentlichungen u.a. auch Rezensionen seiner Werke aufführt, beschließen den lesenswerten Band.

Hans-Jürgen Bracker

Die Rudolf Stibill-Gesellschaft in Rendsburg pflegt das Andenken an den Dichter-Lehrer und verwaltet den Nachlass. Auf der homepage (www.stibill.de) werden allfällige Veranstaltungen zu den bevorstehenden Jubiläen (80. Geburtstag am 30. Juli, 10. Todestag) angekündigt.

Phänomene denken –

Georg Maier: blicken – sehen – schauen. Beiträge zur Physik als Erscheinungswissenschaft. Zusammengestellt und mit einem Vor-

wort versehen von Johannes Grebe-Ellis. 400 S., geb. € 38,-. Kooperative Dürnau 2004

In zeitlicher Nähe zum 70. Geburtstag (2003) hat J. Grebe-Ellis 28 Aufsätze von Georg Maier aus den Jahren 1969 bis 2003 in einem Sammelband zugänglich gemacht. Maier, der 1969 aus dem Institut für Neutronenphysik in Jülich zum Forschungsinstitut am Goetheanum wechselte, ist für viele jüngere Naturwissenschaftler und insbesondere für Physiklehrer ein Anreger und Impulsgeber geworden. Insbesondere sein Buch *Optik der Bilder*, das bereits in 5. Auflage erschienen ist, hat über die Optik-Epoche der 12. Klasse an Waldorfschulen indirekt auch zahlreiche Waldorfschüler an neue Betrachtungsweisen herangeführt.

Der nun erschienene Sammelband lässt an Betrachtungen zur Mechanik, zur Optik, zur Zeit und manchen anderen Themen immer wieder methodische Herangehensweisen erfahren, die neu und bereichernd sind. Obgleich als Atomphysiker mit Modellbildungen und -bildern bestens vertraut, versucht Maier das reduktionistische Ausblenden von Wahrnehmungsqualitäten zu meiden und sich selbst dem Reichtum der Phänomene zu öffnen. Jeder Aufsatz kann als ein Bericht davon gelesen werden, wie der Autor sich ein Stück Welt wesenhaft erschlossen hat. Dabei kommt er nie in Gefahr, den Fehler einer missverstandenen Phänomenologie zu begehen, nämlich Experimente oder andere Erscheinungen nebeneinander zu stellen, ohne ihren inneren Zusammenhang sichtbar werden zu lassen. Das Gegenteil ist bei Maier der Fall: Seine Methode ist ein eingehendes Betrachten. Er gibt sich einer Erscheinung ganz hin, damit sie ihr Wesen in ihm aussprechen kann. Ein Zustand aktiver Aufnahmefähigkeit, aktiver Passivität, in dem das Du sein Wesen offenbaren kann, ist gefordert, der dem Objekt keine Vorstellungen aufzwingt, sondern das Andere in sich wirksam werden lässt. So kann sich dann im aktiven Nebeneinanderstellen, Vergleichen, Ordnen von Phänomenen dem denkenden Betrachten der innere Zusammenhang

der Erscheinungen, der dem bloßen Betrachten verborgene Logos offenbaren. So versucht Maier zugleich eine Forderung des Philosophen Schelling zu verwirklichen: Die Natur erkennen, heißt die Natur schaffen. Dies meint nicht, sie in die Form einer Modellvorstellung zu zwingen, sondern sie im anschauenden Denken sich selber aussprechen zu lassen.

Es ist bekannt, wie wenig anziehend physikalische Betrachtungen auf die Mehrheit der Zeitgenossen wirken. Wer – außer einigen Fachleuten – sollte sich für Themen wie die Beugungserscheinungen am Licht oder über einen verformbaren Hohl-Wölb-Spiegel interessieren? In manchen werden eher unerfreuliche Reminiszenzen geahnten Physikunterrichts auftauchen. Aber es kann ja nicht sein, dass die uns umgebende physische Welt, in der und aus der wir alle leben, nicht von höchstem Interesse sein könnte. Georg Maiers Arbeiten können uns helfen, vielfach unverständenes Gelerntes aufzubrechen und einem voll menschlichen Erleben zuzuführen. Deshalb möchte man diesem Buch eine breite Leserschaft auch von Nichtfachleuten wünschen. Wie anders würde ein Deutsch- oder Geschichtslehrer auch seine Fächer unterrichten, wenn er zu den Erscheinungsformen der physikalischen Welt ein Verhältnis gewinnen könnte, wie es in uns durch den Autor angeregt werden kann. Das Buch ist ein Erziehungsmittel weit über die behandelten Inhalte hinaus.

Ernst

Schubert

Neues, altes Liederbuch

Peter-Michael Riehm: Hör ich von fern Musik. Liederbuch für die Waldorfschule. 344 S., geb. € 24,-. Neuauflage, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2004

Was lange währt, wird endlich gut: Der im Jahre 1990 erschienene Band »Hör ich von fern Musik – Volkslieder für unsere Zeit«, so der Untertitel, fand über die Jahre großen Zuspruch und wurde zu einer unentbehrlichen Sammlung nicht zuletzt für den Musikunterricht an Waldorfschulen. Da sich eine Neuauflage lange hinauszögerte, wurde das Buch in den letzten Jahren schmerzlich vermisst. Nun ist es in neuer Form, diesmal als »Liederbuch für die Waldorfschule«, herausgekommen. Etwas abgespeckt, statt 439 noch 344 Seiten, präsentiert sich diese Sammlung in handlicher Form. Von den ursprünglich 326 Liedern schied 29 aus, drei neue kamen dazu. Die Grundsubstanz konnte bewahrt bleiben, mit den nun 300 Liedern lässt sich gut über viele Jahre hin arbeiten.

Doch war das nötig? Es gibt doch weiß Gott genügend Liederbücher auf dem Markt, es erscheinen jedes Jahr neue dazu, da ist doch einiges in Bewegung! – Nun ja, an Liederbüchern herrscht kein Mangel. Schaut man allerdings etwas genauer hin, so kann auffallen, dass die Sammlungen in der Regel einstimmig gehalten sind, gelegentlich mit Akkordsymbolen zur Unterstützung mit Gitarre oder Klavier. Wenn es zur Mehrstimmigkeit kommt, dann oft nur durch simple »Austerzung« der Melodie, durch mehrheitlich schwerblütige gleichlaufende Sätze. Unattraktive Nebenstimmen werden gehandelt wie sauer Bier: Muss ich diese Stimme singen, ohne jedes Eigenprofil, ohne eigenes Gesicht, nur als untergeordnete Füllstimme? – Außerdem liegt alles so tief, als würden wir nur noch in Sprechlage singen. Insbesondere im Hinblick auf die Arbeit mit Kindern scheint ein Gefühl für den natürlichen Sitz von Kindersingstimmen empfindlich im Schwinden begriffen zu sein.

Ein einzigartiger Vorzug von »Hör ich von fern Musik« liegt in seinen im besten Sinne pädagogisch wertvollen Sätzen, das heißt in seiner Art, echte Mehrstimmigkeit im Zusammenhang mit »Volksliedern« zu pflegen. Unter seinen mehrstimmigen Liedern finden sich 175 Sätze des Herausgebers Peter-Mi-

chael Riehm. Jede dieser neu dazustößenden Stimmen besitzt Eigenprofil, enthält eine melodisch vorandrängende Kraft, korrespondiert oft mit der »Hauptstimme« in freier Imitation und behält dennoch klare Autonomie. Was ist denn echte Mehrstimmigkeit? Ein Miteinander unterschiedlicher Stimmen, die jede für sich ein klares Profil im horizontalen Verlauf behauptet und gleichzeitig, wie nebenbei, ein Zusammenspiel mit aufflackernder Farbigkeit, Spannung und Auflösung, herben und milden Zusammenklängen ergibt. Entscheidend ist noch nicht die Aufgliederung in vertikale Funktionen wie Bass als Träger der harmonischen Fortschreitung, Sopran als Träger der melodischen Substanz sowie der Mittelstimmen als weitgehend durch die bereits genannten Stimmen definierte Füllstimmen. Dieser harmonisch-funktionale Typus wird erst so richtig interessant, wenn sich die Singstimmen durch den Stimbruch nach Geschlechtern differenzieren und ein harmonisches Spannungsgefälle, wie es der vierstimmig gemischte Satz ermöglicht, auf entsprechende seelische Erlebnisfähigkeiten trifft. – In den hier vorliegenden Liedern und Sätzen haben wir es mit der verschwenderischen Natur an mehrstimmigen Gewächsen zu tun, die uns überhaupt das Musizieren im komplexeren Miteinander zuerst aufschließen und uns richtig darin austoben lassen. Vor allem die Jahre vor dem Stimbruch erlauben von den Fähigkeiten der Kinder her eine später nie wieder in gleicher Weise vorhandene Leichtigkeit des Auffassens und freudigen Musizierens in diesem Bereich, vorausgesetzt sie werden entsprechend enthusiastisch dazu angeleitet. Virtuose Mehrstimmigkeit in den Mittelstufenjahren gehört zu einer musikalisch einzigartigen Situation. Dort bricht von Jahrgang zu Jahrgang eine geradezu an Renaissance gemahnende Freude am mehrstimmigen Entdecken, Probieren und Genießen aus. Die Sätze aus »Hör ich von fern Musik« gehören da mit zu den Lieblingsbeispielen, weil sie nachvollziehbar aus der Singfreude musizierender Schulklassen inspiriert und

entsprechend entwicklungsgerecht maßgeschneidert erscheinen. – Besonders in der Besetzung mit gleichen Stimmen bieten sie einen musikalischen Zauber, der an Vorbilder wie Hugo Distler erinnert, einen der großen Meister einer neuen, dynamisch-transparenten Vokalpolyphonie im 20. Jahrhundert.

Zu den Neuerungen gegenüber der früheren Ausgabe ist zu erwähnen, dass 15 neue Sätze dazugestoßen sind zu Liedern, die vorher einstimmig erschienen, 4 Sätze wurden ausgetauscht und 27 der weiteren Sätze wurden verbessert und ergänzt. Ganz neu eingearbeitet sind die Kanonfassung von »Jeden Morgen geht die Sonne auf«, »Dies wisse, o Mensch« nach Heinrich Kaminski und die zweite Hälfte des berühmt gewordenen Rilke-Kanons »Ich lebe mein Leben« mit den Worten »Ich kreise um Gott«. Bei acht Liedern wurden die Texte ergänzt, so bei dem »Bauerngarten«, der früher sechs seiner sieben Strophen entbehren musste. Insgesamt wurde sehr sorgfältig bis ins Detail hinein verbessert und ergänzt, so dass gegenüber der ersten Auflage ein neues Reifestadium erlangt ist. Das zeigt sich nicht zuletzt auch in der Preisgestaltung, wurde doch mit dem Ladenpreis von 24 Euro gegenüber den früheren 64 Mark auf eine konkurrenzfähige Preisgestaltung gesetzt.

In dem aktuellen Vorwort von Peter-Michael Riehm wird über den Begriff »Volkslied« nachgedacht: »Je mehr die Vernetzung mit anderen Kulturkreisen voranschreitet, desto wichtiger wird die Kenntnis des eigenen. Brüderlichkeit unter den Menschen wird nicht über die Politik bewirkt, sondern primär über die Kultur. Der politische Staat (oder Staatenbund) kann nur den Schutzraum für die gegenseitige Annäherung der Menschen gewährleisten, die sich über kulturellen Austausch vollzieht. Aber dazu müssen wir Gebende werden können! Es geht dabei nicht um den vielzitierten Toleranzbegriff, sondern um gegenseitige ›Umfassung‹, wie Martin Buber dies in seinen pädagogischen Reden ausführt.«

Es ist dem Liederbuch zu wünschen, dass es u.a. an allen Waldorf- und Rudolf-Stei-

ner-Schulen sowie Lehrerseminaren seine Verbreitung erfährt und dazu führt, dass das mehrstimmige Singen in künstlerisch und pädagogisch gehaltenen Sätzen einen kontinuierlichen Aufschwung erlebt. Als kerniger Kontrapunkt zu den Fast-Food-Liederbüchern möge damit das musikalische Ernährungsbewusstsein ein wenig einem aufgeklärten Ernährungsbewusstsein insgesamt nachziehen!

Stephan Ronner

Laut und Instrument

Giselher Langscheid: Vokal und Konsonant als methodisch-didaktische Grundlage für den Streichinstrumentalunterricht. Menschenkundliche Betrachtungen über das Spielen von Streichinstrumenten. 105 S., Spiralbindung € 34,- + Versandkosten. Eigenverlag, Schwäbisch-Hall 2003. Bezug beim Verfasser: Giselher Langscheid, Teurerweg 1, 74523 Schwäbisch-Hall

Dieses Buch ist das Geschenk eines begnadeten Pädagogen an alle, die mit Kindern und Jugendlichen zwischen 7 und 21 Jahren zu tun haben. Zugleich ist es eine Herausforderung, denn es verlangt vom Leser ein Maß an Eigentätigkeit, das nicht jedermann gewohnt ist: es besteht nämlich fast nur aus Anregungen. Anregungen aber sind wie Samenkörner: Nur wer sie in die eigene Seele aufnehmen und dort selbsttätig pflegen will, wird Blüten und Früchte ernten können.

Ursprünglich schrieb dieses Werk ein Violinlehrer für seine Fachkollegen. Es ist aber so durchflochten von grundlegenden menschenkundlichen Darstellungen und einer Fülle allgemeiner pädagogischer und methodischer Hinweise, dass auch jeder Klassen- oder Fachlehrer es mit hohem Gewinn lesen wird (von Eltern, die ja am nächsten an den heranwachsenden Menschen dran sind, ganz zu schweigen).

Das Buch gliedert sich in drei Teile: eine län-

gere Einleitung bereitet die Thematik vor; zwei zusammengehörige Kapitel führen sie bis in die praktischen Details aus; das abschließende dritte bettet diese Einzelheiten dann wieder in größere Zusammenhänge ein. Die Einleitung ist kondensierteste anthroposophische Menschenkunde und Erziehungslehre. Hier ist langsames Lesen und Mitdenken gefragt. Zuerst glaubt man, nur mit der Anthroposophie schon sehr Vertraute könnten mit diesem Buchteil etwas anfangen. Bei näherem Zusehen entdeckt man dann aber, dass diese Seiten auch völlig voraussetzungslos aufgenommen werden können, ja, dass Giselher Langscheid darin mit Bedacht so vorgegangen ist, dass jeder, der sich unvoreingenommen darauf einlässt, in ihnen geradezu eine erste Einführung in Anthroposophie und Waldorfpädagogik erhalten kann. Die Thematik dieser Einleitung könnte man in dem Satz zusammenfassen: der Mensch als Weltenwort, gliedert in Vokal und Konsonant.

Ganz anders das erste der beiden zentralen Kapitel. Hier ist Tätigkeit gefragt: alles sofort selber ausprobieren, abspüren, sich anverwandeln, in die eigene Lebens- und Lehrersituation übersetzen! Beim ersten Durchblättern erscheinen einem diese Seiten wie ein großes, von Versen und Liedern begleitetes Bilderbuch für Kinder von 6 bis 8 Jahren. Erst beim zweiten Blick erkennt man, dass sich auch dieses Kapitel ausschließlich an den Erzieher wendet und dass es das Dokument einer wirklichen schöpferischen Leistung hohen Ranges ist. Warum?

Langscheid legt hier an einer Fülle von Beispielen offen, was sich üblicherweise nur in der Verborgen- und geschützten Geborgenheit der Unterrichtsstunde zwischen ihm und seinen Schülern abspielt: wie eine konkrete Unterrichtssituation mit einem ganz bestimmten Kind ihn zum Erfinden von Versen, kleinen Sprüchen, Liedern und Bewegungsbildern führt. Es sind Dokumente seines Bemühens, eine zentrale pädagogische Anregung Rudolf Steiners zu verwirklichen: Den Kindern dieses Alters sollen am eigenen Leib erlebbare

und erlebte Bildvorstellungen vermittelt werden, die sich dann in der Nacht im Schlaf zu wirklicher, ein Leben lang tragender Seelensubstanz verwandeln können (und in diesem Fall: zur seelisch-geistigen und körperlichen Grundlage instrumentaler Fähigkeiten).

Der durch die Übertragung vom Schweizer Dialekt ins Schriftdeutsche vorhandene Qualitätsverlust hat auch sein Gutes: Ein feinfühligere Leser wird dadurch weniger in Versuchung kommen, dies alles einfach zu übernehmen und rezeptartig in seinen eigenen Unterricht zu verpflanzen. Er wird diese Beispiele als das nehmen, als was sie gedacht sind: als Anregungen, nun selber und aus seinen eigenen schöpferischen Kräften Entsprechendes für die Individualität jedes einzelnen Schülers zu suchen und zu erfinden.

Das nicht zu überschätzende Verdienst (und in der Streichinstrumentalpädagogik absolut Neue) dieses ersten Kapitels liegt darin, Wege aufzuzeigen, wie die buchstäblich welterzeugenden Kräfte der Konsonanten im Unterricht am Streichinstrument (aber nicht nur dort!) in dieser Altersgruppe fruchtbar gemacht werden können.

Das zweite zentrale Kapitel tut dasselbe für die Kräfte der Vokale, wobei hier sachgemäß der Unterricht für Kinder im Alter zwischen 9 und 14 im Vordergrund steht. Auf Schritt und Tritt findet man neue Ansätze, originelle Betrachtungsweisen und wieder eine Fülle oft nur kleiner und unscheinbarer Anregungen, deren Fruchtbarkeit sich dem Leser erst wieder in der eigenen Verarbeitung erweisen wird.

Zwischen die beiden Kapitel ist das Substrat eines Lehrplans für das Geigenspiel für 7- bis 21-Jährige gemäß den Entwicklungsgesetzen, wie sie Rudolf Steiner aufwies, eingeschoben, erweitert um eine Betrachtung über die Bedeutung, die ein chorisches Geigenspiel in den beiden ersten Volksschuljahren haben könnte.

Geradezu kühn ist der Inhalt des dritten Kapitels. Was in den vorigen beiden Kapiteln als von der Sprache und ihren Werkzeugen ab-

gelöste Vokal- und Konsonantenbildetätigkeit im Streichinstrumentenspiel dargestellt wurde, wird jetzt mit der Gesamtheit des menschlichen Bewegungs- und Sinnesorganismus in Beziehung gebracht. »Das Geistigste im Menschen« (Rudolf Steiner), nämlich der im Bewegungsapparat sich verwirklichende Wille, wird hier in einer vielfältigen Differenzierung neu angeschaut und ausgeleuchtet. Dies ergibt eine Fülle menschenkundlicher Erkenntnisse und Anregungen! Und die Geiger, Bratschisten und Cellisten werden ihre Bögen und was sie damit tun, mit ganz neuen Augen ansehen.

Der Autor ist unter anthroposophischen Musikern kein Unbekannter. In zahlreichen Kursen und Tagungen hat er seine jahrzehntelange Erfahrung als Orchester- und Kammermusiker und als Instrumentalpädagoge an Kollegen und Laienmusiker weitergegeben. Vor allem aber ist er einer der beiden Gründer der Freien Musikschule Basel, die mit ihren 25 Jahren die »dienstälteste« dieser inzwischen im ganzen deutschen Sprachraum verbreiteten Einrichtungen ist. Mögen die kostbaren Blumen und Früchte, die in dieser äußerlich so bescheidenen Arbeit verborgen sind, vielen Kindern zugute kommen! *Felix Lindenmaier*

Theos Erbe

Charlotte Gingras: Ein Sommer mit Jade. 110 S., brosch. € 11,90. Verlag Urachhaus, Stuttgart 2003

Nach dem Tod seiner Großtante Anna erbt Theo völlig überraschend ein Haus mit Grundstück. Dieses befindet sich irgendwo auf einer kleinen Insel, von der er bisher noch nie etwas gehört hat. Obwohl Theo sich eigentlich vorgenommen hatte, seine Sommerferien zu Hause in seinem Zimmer vor dem Computer zu verbringen, treibt ihn die Neugier auf die Eiderenten-Insel. Dort entdeckt er, dass das »Haus« mehr eine renovierungsbedürftige

Hütte und das Grundstück total verwildert ist. Wie ihm seine neuen Nachbarn mitteilen, wollte Theos Tante, dass er die Hütte in Stand setzt. Zunächst sträubt er sich dagegen, ihren Anordnungen zu folgen.

Doch dann entschließt er sich, wenigstens das Dach zu reparieren, nicht zuletzt wegen des Mädchens Jade. Sie macht ebenfalls auf der Insel Ferien, zumindest glaubt Theo das. Was er aber nicht ahnen kann, ist, dass Jade seine Tante ebenfalls kannte und von ihr einen anderen Teil des Grundstücks bekommen hat. Obwohl Theo sich sehr für das Mädchen interessiert, bleibt diese abweisend und zurückhaltend. Jade ist anders als die Mädchen aus Theos Schule: Scheu, geheimnisvoll, unnahbar. Mit der Zeit scheint sie ein wenig Vertrauen zu Theo zu fassen und seine Gefühle zu erwidern, aber sobald er sich ihr nähert, zieht sie sich sofort wieder zurück.

Durch Jade und auch durch die anderen Bewohner der Insel lernt Theo, dass es auch in kleinen und scheinbar normalen Dingen oft etwas Wunderbares zu entdecken gibt und dass es sich lohnt, sich für seine Heimat einzusetzen. Er beginnt sich in die Insel und in Jade zu verlieben.

Am Ende war er viel länger auf der Insel, als er ursprünglich vorhatte. Alles, was er dort erlebte, wird seinem Leben eine völlig andere Richtung geben.

Mit leisen Tönen erzählt Charlotte Gingras die Geschichte des Jungen aus der Stadt, der dem Leben auf der Insel zu Beginn überhaupt nichts abgewinnen kann, und des Mädchens, das sich aus Angst vor weiteren Verletzungen, in sich selbst zurückziehen will und doch ihren Gefühlen nicht für immer entkommen kann. Es ist die Geschichte eines Sommers, in dem sich alles ändert und doch nichts anders wird.

Mareike Stutz

Film: The Day After Tomorrow

Regie: Roland Emmerich, USA 2004, 123 Min.

Im Eis der Antarktis tun sich gigantische Risse auf, in Neu-Dehli herrscht Schneetreiben und auf dem Nordwest-Atlantik werden plötzlich 13° C höhere Wassertemperaturen gemeldet. Ganz so schnell geht es dann doch nicht. Nur kleinere Vergehen werden sofort bestraft, die großen später: Der dem Reiswein zuge-tane Tokyoter (der via Handy seiner Ehefrau verspäteten Feierabend meldet) wird prompt von einem riesigen Hagelgeschoss erschlagen; der auf die falschen Berater vertrauende amerikanische Präsident erliegt immerhin erst 60 Filminuten später samt Entourage einem Schneesturm. Und sein Vize gar, der trotz der – zumindest für das geneigte Publikum – überdeutlichen Zeichen an der Wand trotzig Wirtschaftsinteressen Vorrang vor der Umwelt gibt, darf wiederum fast 45 Minuten später geradezu geläuterte Worte an die Nation richten. Dann kommt aber auch schon der Abspann, und wir erfahren weder, was weiterhin aus dem Manne, noch was aus der verbliebenen Welt wird.

Die Bilder, die man in diesem Film sieht, könnten theoretisch alle Wirklichkeit werden. Nicht in der kurzen Abfolge und teilweise auch mit anderen Ursachen. Die Gegensätze beeindrucken: Wir reden von der Erwärmung der Erde und sehen eine neue Eiszeit, wir erleben die Einwanderung aus Mexiko in die USA und sehen hier die Flucht der Amerikaner in den Süden, das Wasser wird knapp, aber hier versinken die Wolkenkratzer und die Freiheitsstatue von New York in einer Sintflut, nur der Kopf und die triumphierende Siegeshand schauen noch heraus.

Beeindruckend sind die Bilder, die rührigen menschlichen Geschichten dagegen sind reine Geschmackssache; sie kommen zigfach in anderen Filmen auch vor. Mir erscheinen sie

nicht besprechungsbedürftig.

Die Riesenwelle, die auf Manhattan hereinbricht, hat mit einer Eiszeit nichts zu tun. Derartige Wellen entstehen durch Erdbeben oder einen entsprechend großen Meteoriten. So etwas hat es tatsächlich ja schon gegeben. Man denke nur an den Meteoritenkrater von Arizona oder – etwas näher liegend – an das Nördlinger Ries.

Der Vergleich mit den Bildern des 11. September drängt sich auf. Waren es dort die Staub- und Rauchmassen des Feuers, die durch die Häuserschluchten quollen, sind es im Film die Wassermassen, die einen russischen Frachter die Fifth Avenue hinaufschwimmen und vor der Public Library zum Stehen bringen.

Eiszeiten? Kein Problem: Günz, Mindel, Riss und Würm, jeder Schüler in Süddeutschland wächst mit diesen Begriffen auf. Aber das ist doch längst vorbei! Doch der wundersame Golfstrom, der als natürliche Wärmepumpe im Atlantik (Nordatlantikstrom) warmes Wasser in die nördliche Hemisphäre leitet und so das Baden in der Nordsee ermöglicht, könnte ja plötzlich versiegen. Eisberge vor Sylt! Warum? Die Salzkonzentration kann abnehmen, wenn durch die Erwärmung das Eis abschmilzt, verstärkt Süßwasser ins Meer kommt und dadurch die Strömungsverhältnisse geändert werden.



Für alle gezeigten Phänomene gibt es mehr oder weniger plausible, oft mehrere Erklärungen. Dass der Mensch durch sein Verhalten eine dieser Ursachen sein kann, gibt dem Film seinen pädagogischen Sinn. Entscheidend ist aber die Tatsache, dass nicht der einzelne Mensch, sondern die Menschheit in ihrer Gesamtheit diese Ursachen bewirkt. Der Einzelne ist machtlos, solidarisches Handeln ist angesagt. Insofern muss die zukünftige Menschheit lernen, damit umzugehen. Wenn also jemand nicht nur die momentane Spannung im Film genießt, sondern diese überführen kann in die spannende Zukunftsfrage, hat der Film etwas »bewirkt«.

Beruhigend sind die letzten Worte, nachdem alles vorüber ist. Sie werden von dem russischen Kosmonauten in der bemannten Raumkapsel beim Anblick unseres wunderschönen blauen Planeten gesprochen: »Die Luft war noch nie so klar«.

Hansjörg Hofrichter

ter

